

Auch die Internetnutzung muss man lernen

Das Auffinden, Selektieren und Bewerten von Informationen funktioniert nicht intuitiv

Das Internet bietet Unterhaltung, Kommunikation und unendlich viel Information. Im Gegensatz zu den klassischen Medien kommen die Inhalte aber nicht unmittelbar an den Nutzer heran. Man muss wissen, was und wie man sucht – und man muss Inhalte bewerten können. Welche Fähigkeiten benötigen Kinder und Jugendliche, um das vielfältige Angebot optimal für ihre Zwecke zu nutzen? Stimmt die verbreitete Vermutung, dass ein intuitiver Zugang bei den Jüngeren ausreicht? Welche Rolle spielen Fähigkeiten und Bildung, die jenseits der Medien erworben worden sind? Mit einer Projektgruppe hat Dr. Christine Feil vom Deutschen Jugendinstitut in München über 1.000 Kinder und Jugendliche sowie deren Eltern dazu befragt. tv diskurs sprach mit ihr.



Womit beschäftigt sich das Deutsche Jugendinstitut?

Das Deutsche Jugendinstitut, kurz DJI, ist eines der größten außeruniversitären sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute in Deutschland. Das DJI wird überwiegend vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und im Rahmen der Drittmittelfinanzierung auch vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert. Darüber hinaus gibt es noch Projekte, die bei der EU oder bei Stiftungen beantragt wurden. Gegenstand der Forschung sind primär die Lebenslagen und die Entwicklung von Kindern, Jugendlichen und Familien. Auf Grundlage der Forschungsergebnisse berät das DJI Politik und Praxis der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe. Das Projekt, über welches wir nun sprechen wollen, ist in der Abteilung Kinder und Kinderbetreuung angesiedelt.

Ja, Ihr Forschungsprojekt zur digitalen Spaltung. Was war der Ausgangspunkt, sich mit diesem Thema zu beschäftigen?

Wir haben uns schon länger, etwa ab Mitte der 1980er-Jahre, mit Medienerfahrungen von Kindern beschäftigt. Die damaligen Projekte bezogen sich auf das Kinderfernsehen, das ja damals im Kontext der Einführung des dualen Rundfunksystems eine ganze Reihe von medienpädagogischen Fragen aufwarf. Doch es war mir schon bald wichtig, auch in das Thema Internet für Kinder einzusteigen. Den ersten Versuch startete ich 1997. Es war etwas schwierig, ein Internetprojekt zu etablieren, weil es zu dieser Zeit hieß, das Thema sei nur für eine exklusive Minderheit von Bedeutung und bildungspolitisch nicht relevant. Das erste Projekt war noch relativ eingeschränkt und umfasste eine Recherche zum Thema Web-

seiten für Kinder. Dazu ist dann eher zufällig eine Datenbank entstanden, die heute bei „Schulen ans Netz“ integriert ist und dort weiterhin gepflegt wird. Später haben wir ein empirisches, größer angelegtes Forschungsprojekt durchgeführt. Es widmete sich der Fragestellung: Wie entdecken Kinder das Internet? Dazu führten wir eine Beobachtungsstudie im außerschulischen Bereich durch. Diese wurde – wie auch andere DJI-Projekte mit medienpädagogischen Fragestellungen – vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert. Im Rahmen solcher Studien wird der Aspekt „Bildungsbenachteiligung von Kindern“ immer beleuchtet, auch wenn diese Frage nicht im Projekttitel aufscheint.

Was heißt benachteiligt? Werden die Kinder durch die finanzielle Situation der Eltern benachteiligt?

Das muss nicht sein. Man kann auch nach Schularten differenzieren. Ich denke, die finanzielle Situation der Eltern ist einer der Aspekte, die dazukommen. Es ist natürlich von Vorteil, wenn die Eltern finanziell gut ausgestattet sind, gerade wenn es darum geht, den Kindern digitale Medien zugänglich zu machen. Aber das allein ist sicherlich kein Kriterium. Insgesamt beobachten wir bei der Internetnutzung verschiedene Nutzungsstile. Bei der Suche nach den Ursachen finden wir entsprechend individuelle oder entwicklungspsychologisch bedingte Persönlichkeitsfaktoren bei den Kindern: Manche sind ängstlich, andere aufgeschlossen, kontaktfreudig, manchen fällt das Lernen leicht, anderen schwer. Das alles hat mit Geld erst einmal nichts zu tun. Aber dazu kommen dann Aspekte von Umweltbeziehungen der Kinder, also ihres sozialen Umfeldes. Da ist die ökonomische Lage der Familie ein Aspekt, ebenso die Berufssituation der Eltern. Wir sind auf diese Frage auch deshalb gekommen, weil wir – im Gegensatz zu der verbreiteten Ansicht, dass Kinder intuitiv lernen, mit Computer und Internet umzugehen – festgestellt haben, dass es mit der Internetkompetenz der Kinder nicht weit her ist. Des Weiteren: Ende der 1990er-Jahre hatte noch längst nicht jedes Kind einen Internetzugang zu Hause. Deshalb waren wir der Auffassung, dass die Schule sich darum kümmern muss, vor allem den sozial benachteiligten Kindern das Internet zugänglich zu machen, den Kindern so etwas wie eine pädagogische Begleitung zu bieten, wenn man möchte, dass sie kompetent – was immer das auch ist – mit dem Internet umgehen.

Nach unserer Erfahrung führte das explorative Vorgehen der Kinder oft zu totaler Frustration. Ich spreche jetzt von Kindern bis 12, maximal 14 Jahren und nicht von Jugendlichen oder gar von jungen Erwachsenen. Wenn man nicht möchte, dass sich Kinder nach solchen Erlebnissen vom Internet zurückziehen, sind Erwachsene – also Eltern, Pädagogen und Lehrer – dafür verantwortlich, den Kindern den Umgang damit möglichst rationell beizubringen, damit sie die Lust daran nicht verlieren. Es gibt natürlich Kinder – und da sind wir wieder auf der persönlichen Seite –, für die es eine Herausforderung darstellt, wenn etwas nicht sofort funktioniert. Aber andere geben schnell auf und haben so viel Frust, dass sie mit diesem Medium nichts mehr zu tun haben wollen. Das Internet ist nicht wie das Fernsehen, bei dem man einfach nur einen Knopf zu drücken braucht, sondern man muss schon ungefähr wissen, wie man etwas sucht, muss lernen, sich zu orientieren. Deshalb sind die Herausforderungen für die Kinder sehr viel höher, als es beim Fernsehen der Fall ist. Diese Überlegungen stammen aus dem Jahr 2001, und es ist ganz klar, dass sich heutzutage der Umgang mit dem Netz sehr verändert hat. Heute kann beispielsweise jedes Kind im späten Kindesalter schon chatten, weil sich das Internet technisch weiterentwickelt hat. Zu einem IRC-Chat hatte kein Kind Zugang, seit es die Webchats gibt, ist es auch Kindern möglich, in Chats zu kommunizieren. Aber dennoch: Einige technische Hürden gibt es auch heute noch. Ich sage ausdrücklich, dass diese nur ein Aspekt bei der Auseinandersetzung der Kinder mit dem Internet sind. Ich will die Medienpädagogik nicht darauf verengen! Aber: Bei einer sinnvollen Nutzung des Internets müssen die instrumentellen Fertigkeiten ausgebildet werden, ohne dass die pädagogische Seite dabei in den Hintergrund tritt.

Unter instrumentellen Fertigkeiten verstehen Sie also die Kenntnis, wohin man sich im Netz bewegen muss, um das zu finden, was man sucht. Aber auch, wie eine Seite aufzubauen, wie damit umzugehen ist...

Genau. Das fängt schon damit an, wie man einen Browser bedient. Welche verschiedenen Navigationsmöglichkeiten gibt es? Auf was muss man achten, damit man sich auf einer Webseite nicht verirrt? Wie viele Fenster können theoretisch aufgehen? Wie kann man sich damit auseinandersetzen? Im Grunde geht es um die Technik, die

man braucht, um das zu finden, was man auch finden will. Ich denke, dass das in der Pädagogik etwas vernachlässigt wird. Deshalb haben wir gefordert, dass die Kinder Begleitung brauchen, und uns gefragt, was die Schule dazu beitragen kann. Hinzu kommt übrigens noch ein weiterer Aspekt: Nach wie vor ist die Nutzung des Internets an die Lese- und Schreibfertigkeit der Kinder gebunden. Selbst wenn sie sich nicht aktiv, sondern nur rezeptiv beteiligen, ist auf alle Fälle Lese- und Textverständnis erforderlich. Kinder, die lesen können, beherrschen das Internet sehr viel rationeller und können es für ihre eigenen Interessen sehr viel besser nutzen als Kinder, die diesbezüglich nur schwach ausgebildete Fähigkeiten haben. Dabei gibt es altersabhängige, aber auch individuell sehr unterschiedlich entwickelte Fähigkeiten, mit Texten umzugehen. Es gibt Kinder, die können zum Ende der 2. oder am Anfang der 3. Klasse im Gegensatz zu den anderen noch nicht ausreichend lesen. Für diese Kinder setzt sich das Problem bei der Internetrezeption fort. Wenn sie ein Buch nicht lesen bzw. verstehen können, dann gilt dies auch für den Hypertext, den sie auf dem Bildschirm vorfinden. In der Praxis bedeutet das: Kinder entwickeln schon Nutzungsstile, bevor sie mit Computern und Internet überhaupt in Berührung kommen. Zuerst wird ihnen vorgelesen oder sie schauen Fernsehen. Dabei kommt es nicht so sehr auf das Medium an, sondern der Schwerpunkt liegt auf den Inhalten und auf den Medienpräferenzen. Die Frage ist also, wann Kinder Mediennutzungsmuster habitualisieren, die sie ins Internet transferieren und schließlich unabhängig von spezifischen Medien beibehalten. Das war unsere Ausgangsfrage – und natürlich ging es in einem zweiten Schritt darum, vor dem Hintergrund einer Untersuchung zum „Digital Divide“ gegenwirkende Maßnahmen oder spezielle Fördermöglichkeiten vorzuschlagen.

Sie gehen im Prinzip also davon aus, dass eine selbstbestimmte, souveräne Fähigkeit, das Internet zu nutzen, in der heutigen Zeit eine unverzichtbare Bildungsvoraussetzung ist?

Auf alle Fälle. Die ganze Lebenswelt hat sich verändert. Das Internet gehört heute zu den äußeren Bedingungen, unter denen Kinder aufwachsen. Deshalb ist es notwendig, dass sich die Kinder damit auseinandersetzen können. Man kann sich natürlich darüber streiten, in welchem Alter Kinder damit anfangen sollten. Doch sollte man dann

den Aspekt der Kinder- und Jugendkultur nicht vergessen. Wenn – wie es bei uns der Fall ist – über 80 % der Kinder Zugang zum Internet in ihrer Familie haben, fühlen sich die 20 % der Kinder, die keinen Zugang haben, ausgeschlossen. Das hat auch eine psychosoziale Komponente. Bei diesen 20 % handelt es sich eher um jüngere Kinder. Die Kinder nutzen das Internet ja nicht nur zu Hause, sondern auch in der Schule. Gerade die Grundschulen versuchen, die digitalen Medien in den Unterricht zu integrieren. So wird etwa in der 1. oder 2. Klasse das Leseförderportal „Antolin“ verwendet. Zu einem Fundus von 10.000 Büchern wurden Fragen entwickelt. Nach der Lektüre eines Buches können Kinder dort ihre Kenntnisse unter Beweis stellen und mit richtigen Antworten Punkte sammeln. Kindern, die diese Seite auch zu Hause nutzen können, ist es möglich, mehr Punkte zu sammeln als andere. Das Einstiegsalter in die Internetnutzung hängt also von der familialen und schulischen Umgebung ab, in der Kinder aufwachsen, es liegt meistens bei etwa 8 oder 9 Jahren. Viele der jüngeren Kinder kennen zwar das Wort Internet, von dem sie im Fernsehen oder von anderen Kindern hören, doch mehr wissen sie darüber nicht. Auf jeden Fall aber ist das Internet für Kinder so etwas wie ein verschlossenes Buch. Wenn kein Erwachsener da ist, der es ihnen zugänglich macht und ihnen die richtigen Seiten zeigt, passiert da auch nicht viel. Bei 10-Jährigen sieht das schon anders aus. Doch auch ihnen muss man noch vieles zeigen, sonst nutzen sie das Internet lediglich als Erweiterung des Fernsehprogramms. Wenn man möchte, dass die Kinder auch an kinderaffine Informationen herankommen, muss man sie auf die entsprechenden Seiten aufmerksam machen. Dies geschieht tendenziell in den Schulen, weil sich dort die Internetnutzung der Kinder total von der in der Freizeit unterscheidet. Die Schulen heben auf Sachthemen ab. Das macht den Kindern viel Spaß, es muss gar nicht immer nur spielerisch sein. Sie recherchieren gern selbst zu bestimmten Themen. Das können sie auch schon leisten – vorausgesetzt, sie bekommen eine entsprechende Hilfestellung am Computer oder der Lehrer hat ein Arbeitsblatt vorbereitet, das dokumentiert, wie sie vorgehen müssen.

Gibt es über diese individuellen Differenzen hinaus – Differenzen, die man kaum steuern kann – eine generelle Spaltung, die von einer sozialen Benachteiligung abhängig ist?

Es gibt vielleicht eine kleine Minderheit unter den Kindern, die schon vom Unterschied zwischen Linux, Windows und MS-DOS gehört hat und darauf möglicherweise Wert legt. Es gibt sicher auch eine kleine Minderheit, die sich um die technischen Details des Computers kümmert. Das ist ein Thema in bestimmten Peergroups, aber sicherlich nicht für alle relevant. Der Computer funktioniert ja weitestgehend so, ohne dass man viel über die Technik wissen muss – ausgenommen, es treten Probleme auf. Die meisten Kinder verwenden beispielsweise nur Schreibprogramme an Computern, also nicht viel mehr als „Word“. Und das ist es eben: Man muss die Programme, die der Computer bietet, anwenden können, und das ist bei Kindern oft ein Problem. Liegt das jetzt am Alter? Oder haben sie ein Benachteiligungsproblem? Das lässt sich nicht in jedem Punkt unterscheiden. Ich möchte Ihnen in diesem Zusammenhang ein Beispiel nennen: Wenn wir jüngere Kinder nach ihren Computerpräferenzen fragen, nennen die meisten „Spielen“ und ein kleiner Teil antwortet auch „Internet“. Wenn Sie die älteren Kinder fragen, kehrt sich das Verhältnis zwischen „Spielen“ und „Internet“ um, die Mehrheit nennt das Internet, ein geringerer Teil beantwortet die Frage mit „Spielen“. Nun komme ich zu dem Problem der Benachteiligung: Wenn man die älteren Kinder dann fragt, was sie überhaupt im Netz treiben, lässt sich feststellen, dass bei der Gruppe der älteren Mädchen das Chatten eine riesige Rolle spielt, während sich bei den Jungen die Spielinteressen erhalten. Ein Teil der Jungen nimmt das Interesse am Spielen vom jüngeren Alter mit, und zwar über die Pubertät hinweg. Bei den Mädchen geht der Spielanteil dagegen enorm zurück. Sicherlich muss man dabei berücksichtigen, dass es für die Interessen der Mädchen ein sehr viel kleineres Angebot an Spielen gibt, aber trotzdem bleibt das ein wesentlicher Punkt. Wenn wir von digitaler Spaltung sprechen, unterstellen wir doch, dass es einen Unterschied gibt, ob ich das Internet zur Information oder Unterhaltung nutze. Vor dem Hintergrund der Wissenskluft-Hypothese vermutet man, dass sich dieser Graben ständig verbreitert, weil die an der Information orientierten Nutzer das Internet viel gewinnbringender für sich verwenden können als die anderen. Ich frage mich: Was ist denn nun eigentlich die Benachteiligung? Wenn man sich die Nutzertypen anschaut, auf die in der Literatur verwiesen wird, hat man beispielsweise den Yellow-Press-Typ vor sich. Es sind viel mehr Frauen als Männer, sie interessieren sich für Stars,

für Mode, sie wollen sich darüber mit ihren Freundinnen unterhalten. Doch Frauen interessieren sich auch bei Zeitschriften für ähnliche Dinge. Wenn Sie das als primäre oder – zugespitzt – als ausschließliche Medienpräferenz bei einem Erwachsenen feststellen, würden Sie ihn wahrscheinlich zu den Bildungsbenachteiligten zählen. Bei Mädchen allerdings, die 13 oder 14 Jahre alt sind, könnte es auch eine alterstypische Pubertätserscheinung sein, die etwas damit zu tun hat, dass Mädchen ihre Identität finden müssen und sich auf diesem Weg Vorbilder und Ideale suchen. Welche Gruppe von Kindern nimmt nun möglicherweise dieses Nutzungsverhalten mit hinüber ins Erwachsenenleben? Wenn wir die Internetnutzung im Kontext von allen Medien sehen, stellen wir fest, dass das Interesse am Lesen stark zurückgeht, wenn man die jüngeren mit den älteren Kindern vergleicht. Sie haben bei den jüngeren Kindern, die ein- oder mehrmals in der Woche lesen, noch einen Leseranteil von 80 %. Bei den 14-Jährigen sinkt das ab, bei den Jungen noch extremer als bei den Mädchen. Wir haben dann bei den Mädchen vielleicht 20 %, bei den Buben 30 % weniger, die in der Freizeit lesen. Ist das eine Verschiebung im Zeitbudget? Man weiß auch, dass die Kinder mit 13 oder 14 Jahren bei Weitem nicht mehr so viel fernsehen wie die jüngeren Kinder. Ab wann wird dieses zurückgehende Leseverhalten tatsächlich zum Problem? Oder lesen die Kinder etwas im Internet, statt ein Buch zu lesen?

Früher gab es bei denjenigen, die lasen, auch solche, die ausschließlich Enid Blyton gelesen haben. Das Lesen per se als Hochkultur zu betrachten, halte ich auch für eine bildungsbürgerliche Illusion.

Da bin ich mit Ihnen voll und ganz einer Meinung. Es kommt auf die Inhalte an, mit denen man sich beschäftigt.

Dem könnte man entgegenhalten, dass auch das Lesen von Enid Blyton die Lesefähigkeit, das Umsetzen von Zeichen in Sinn und Geschichte fördert und dann natürlich später auch beim Aneignen von anspruchsvoller Literatur hilft. Darüber hinaus schult regelmäßiges Lesen auch Sprachstile, Zeichensetzung und Rechtschreibung.

Es geht mir nicht abstrakt ums Lesen, aber es ist ein Punkt, der auffällt. Es gibt sicherlich auch einen recht kleinen Teil von Kindern, die Zeitung lesen, aber es gibt dabei schon welche, die eher sachorientiert vorgehen. Zwischen Alters-, Geschlechter- und Schichteffekt zu unterscheiden, ist in diesem Fall aber sehr schwierig. Bei den TV- und Print-affinen Typen sind häufiger die jüngeren Kinder vertreten, weil für diese der Zugang zu Büchern und Fernsehen einfacher ist als der zum Internet. Wenn Sie auf die traditionellen Medien schauen, finden Sie also immer häufiger jüngere Nutzer. Wenn Sie dann nach Informations- und Unterhaltungsorientierung unterscheiden, sind die Buben immer etwas häufiger als die Mädchen im Informationssektor vertreten, weil sie sich stärker für Technik, Sport und Ähnliches interessieren. Interessant ist nun, wenn man sich dem Extremnutzer zuwendet. Mädchen haben z. B. gleichermaßen Zugang zu Computer und Internet wie Jungen, aber im Durchschnitt nutzen sie ihn weniger intensiv. Wir können fragen: Welche Mädchen sind das, die den Computer so intensiv wie Jungen nutzen? Oder: Welche Kinder sind das eigentlich, die jeden Tag mehrmals ins Inter-

net gehen? Da macht man dann die erstaunliche Entdeckung, dass das überwiegend Mädchen sind, deren Hauptinteresse das Chatten ist. Ein richtiger Chatter hat natürlich ein starkes Motiv, jeden Tag ins Netz zu gehen. Allerdings darf man hier nicht an das Chatten der Erwachsenen denken, sondern hier wird quasi in einem eigenen, tendenziell abgeschirmten Bereich gechattet, über ICQ oder Ähnliches. Das ist also eher die Alternative zum Telefonieren. Man geht nach der Schule nach Hause und schaut, wer von den Mitschülern online ist. Bestimmte Aktivitäten oder Nutzungsarten geben also vor, wie oft man ins Netz gehen muss. Hinzu kommt, dass man in einem solchen Kommunikationsverband nicht mehr mit im Boot ist, wenn man ihn nicht regelmäßig nutzt. Aber: Zu den Extremgruppen zählen maximal 10 %, es geht also nicht um die Masse der Kinder. Die meisten Kinder sind moderate Gelegenheitsnutzer. Sie müssen ja auch noch einen Alltag bewältigen, sie gehen in die Schule, haben Hobbys – und dabei sind die mobilen Medien, wenn man an Handy oder iPod denkt, verfügbarer als das Internet, das man potenziell zwar auch über ein Handy bedienen kann, aber aus Kostengründen dürfte das ausscheiden.

Dieses unterschiedliche Nutzungsverhalten gibt es sicherlich in allen gesellschaftlichen Gruppen. Gibt es auch spezifische Nutzungsformen, die mit dem Einkommen oder der Bildung der Eltern in Beziehung stehen?

Bei unserer Untersuchung können wir das grundsätzlich schon herausfinden, weil wir mit der empirischen Erhebung beim DJI-Kinder-Panel angesetzt haben. Das Kinder-Panel hat schon drei Befragungswellen hinter sich. Deshalb gibt es sowohl Informationen über die Kinder, z. B. über ihre Schulkarriere, über ihre Einbindung in die Peergroup, über die Wohnverhältnisse etc., und es gab auch Elternbefragungen. Auf diesen Datensatz können wir zurückgreifen. Aber wie bei jedem Längsschnitt gibt es Probleme wegen der Ausfallquote. Die Bildungsbenachteiligten sind häufiger nicht dazu bereit, sich in zeitlichen Abständen mehrmals befragen zu lassen – und deshalb kommt es zu einer Verschiebung in der Zusammensetzung der Stichprobe, mit der man einfach leben muss. Unsere Befragung ist eine Querbefragung zum Kinder-Panel. Wir haben nicht die gleiche Fragestellung, aber den gleichen Datensatz. Das heißt, 1.035 Kinder wurden mündlich befragt und 1.018 Eltern haben den



schriftlichen Fragebogen beantwortet. Das ist sehr viel. Zur Kontrolle wurden noch einmal Bildungsabschluss, Berufstätigkeit und Einkommen der Eltern abgefragt, um feststellen zu können, ob sich die soziale Lage der Familie verändert hat. Wir haben dann auch einige Fragen zu den Persönlichkeitsfaktoren der Kinder wiederholt, also z. B., was die Ärgerregulierung oder das Konfliktverhalten der Kinder betrifft, sowie zum schulischen Umfeld und zur Familie. Das Attraktive – ob man es statistisch gut bewältigen kann, ist eine andere Frage – ist, dass wir Mediennutzungsstile der Kinder biografisch einbetten können. So haben wir die Umweltfaktoren, dann die Persönlichkeit des Kindes und das materielle, familiale Umfeld. Bereits zu diesem Zeitpunkt kann ich Ihnen definitiv sagen, dass es im Hinblick auf den ersten digitalen Graben derjenigen, die keinen Zugang zum Netz haben, einen Alterseffekt gibt. Zudem fällt auf, dass sich überproportional häufig Kinder unter den bereits genannten 20 % ohne Internetzugang finden, deren Mütter alleinerziehend sind und unter 1.200 Euro im Monat verdienen. Daraus lässt sich weiterhin schließen, dass sich die Mütter, wenn ihre Kinder älter werden, das Geld vom Mund absparen, um ihnen einen Computer hinstellen und damit einen Internetzugang ermöglichen zu können. Denn bei den 13- bis 14-Jährigen gibt es diesen Unterschied nicht mehr. Es gibt einen Alterseffekt, der aber trotzdem einhergeht mit dem Einkommen, weil die anderen Kinder das alles schon früher zur Verfügung haben. Was nicht so leicht abfragbar war, ist der zweite digitale Graben: die Qualität des Zugangs. Die lässt sich deshalb so schwer erheben, weil die meisten Menschen die technischen Fragen gar nicht beantworten können. Aber im Prinzip ist hier das gleiche Phänomen zu beobachten: Es sind die Personen mit dem geringeren Einkommen, die noch einen analogen Anschluss haben, die Familien mit den höheren Einkommen haben zu 90 % einen DSL-Anschluss.

Jetzt könnte man klären, ob es im Hinblick auf Nutzungsgewohnheiten oder -stile auch einkommensbezogene Unterschiede gibt.

Das kann man sicherlich herausfinden. Aber es ist gefährlich. Es geht weniger um das Einkommen, sondern es ist ein Schichtindikator zu bilden. Der Schichtindikator wird über Bildung und Einkommen definiert. Man muss sich da an die Gepflogenheiten halten. Interessant dabei ist, dass bei 80 % der Familien Mütter und Väter über den glei-

chen Schulabschluss verfügen. Es war sehr auffallend, dass man sich zwischen Mann und Frau das gleiche Bildungsniveau sucht. Ich denke, dass das nicht immer so gewesen ist. Man kann nun eine Beziehung zwischen Schicht und Internetnutzung ausrechnen, muss aber aufpassen, wie man das interpretiert. Es ist auch bei uns so, dass die kleine Gruppe der intensiven Computerspieler häufiger aus dem Hauptschulmilieu kommt oder Eltern hat, die ein niedrigeres Bildungsniveau haben. Es existiert aber auch ein auffällig enger Zusammenhang zwischen dem Schulabschluss der Eltern und der besuchten Schulform der Kinder. Da liegt sozusagen eine Vererbung der Bildungskarriere vor. Kinder von Eltern, die einen Hauptschulabschluss haben, gehen sehr, sehr viel häufiger auf die Hauptschule als alle anderen. Das lässt sich auch bei Realschülern und Gymnasiasten beobachten. Vergleicht man es innerhalb der einen Generation, ist eine positive Beziehung zwischen dem Lebensweg der Eltern und dem der Kinder zu erkennen.

Meine Erfahrung ist, dass sogenannte Killerspiele überwiegend von Gymnasiasten gespielt werden.

Das schließt sich ja nicht aus. Das Problem ist, dass die Nutzungshäufigkeit mit dem Inhalt verrechnet wird. Wenn ich von Hardcore-Spielern spreche, meine ich Kinder, die sehr viel spielen. Das heißt aber nicht, dass sie qualitativ andere Spiele spielen als die anderen. Vielleicht hat ein Gymnasiast am Nachmittag weniger Zeit. Man muss beim Interpretieren der Daten aufpassen. Man muss darüber nachdenken, weshalb bestimmte Ergebnisse so sind und mit welchen anderen Verhaltensweisen das im Zusammenhang stehen könnte. Die Frage nach Ursache und Wirkung kann man nicht sicher beantworten, denn dann bewegen Sie sich auf einer Argumentationslinie mit Prof. Dr. Christian Pfeiffer, der klipp und klar sagt: Computerspieler haben schlechtere Schulnoten. Da ließe sich dann umgekehrt erwidern: Schüler, die schlechtere Schulnoten haben, sind so frustriert, dass sie lieber am Computer spielen, als sich um die Schule zu kümmern. Was ich damit sagen möchte: Die Interpretation dreht sich auf einer solchen Ebene im Kreis und ist eine Nullerkklärung. Dass diese Spiele eine hohe Attraktivität haben – unabhängig von der Schicht –, weiß man. Deshalb sollte man einem Hauptschüler nicht ein Problem andichten, das er vielleicht gar nicht hat. Man muss die Mediennutzung im

Kontext der anderen Medien sehen, das war ja unser Ursprungsthema. Gibt es so etwas wie eine „Vereinseitigung“ in der Mediennutzung, die ein Problem sein könnte? Wer Computerspiele erfolgreich spielen will, muss eine Weile sehr intensiv spielen, sonst schafft er es nicht. Aber ab wann wird dieses Spielverhalten zum Problem? Es geht nicht um die Tatsache, dass ein Kind spielt, auch nicht darum, dass es zwei oder drei Stunden spielt. Ich denke, man muss das schon in die Lebenssituation eingebettet betrachten. Auch bei den Suchtspielern, die sich quasi der familiären Interaktion verweigern, muss man bezüglich der Interpretation vorsichtig sein. Da existiert, salopp gesagt, auch ein Zwang zur Familienharmonie, der nicht jedem zumutbar ist. Gerade im Jugendalter muss es eine Möglichkeit des Rückzugs geben. Die eine Strategie mag von den Eltern goutiert werden, die andere nicht. Es könnte auch sein, dass es sich für Jugendliche um eine Variante handelt, Konflikte mit den Eltern auszumachen, indem sie nämlich gerade das tun, was die Eltern nicht wollen. Das ist durchaus eine Möglichkeit, zumal die Jugendlichen heute sehr lange in die Familie eingebunden sind.



Ist die Fokussierung auf Unterhaltung und Zeitvertreib wirklich ein spezifischer Nutzungsstil? Ich kenne auch viele 30-Jährige, die gerne „Gala“ und „Die Bunte“ lesen, die vergleichsweise gut Bescheid wissen über das Liebesleben von Popstars, Models oder über das Treiben in Königshäusern. Ein Problem wird alles doch erst, wenn man auch dann nicht auf Information umschalten kann, wenn man es aufgrund der veränderten Lebensbedingungen braucht.

Fragt man sich, wie so etwas wie eine Bildungsbenachteiligung entsteht, würde ich Ihnen in dem Punkt recht geben, dass diese auch unabhängig von Medien entstehen kann. Jetzt haben Sie nur beim Internet schon das Problem – das ist vielleicht auch ein Thema der Zeit –, wie die Angebote auffindbar sind. Ich hatte das am Beispiel der Kinder schon gesagt: Auffindbar ist das Populäre, denn darauf wird in den klassischen Medien immer wieder hingewiesen. Und diese sind schon da, bevor Kinder Kontakt mit dem Internet bekommen. Die reale „Bravo“ ist schon da, bevor es die entsprechende Webseite gibt. Es existiert das Problem, dass sich Angebote, die der Sachinformation dienen, den Menschen nicht so einfach erschließen. Kinder könnten in den Zeitschriften oder in den Buchladen gehen. Da werden sie auf vieles aufmerksam, was da angeboten wird. Aber das ist im Internet nicht der Fall. Sie müssen wissen, was sie suchen, wie und wo sie es finden. Deshalb ist die Frage: Wie sieht es mit der Ausbildung der Interessen aus, mit welchen Medien können die Kinder ihren Interessen nachgehen? Wie kann man die Interessen der Kinder fördern und ausbilden?

Einen Punkt haben wir noch gar nicht erwähnt: Die Kinder haben natürlich beim Internet die Möglichkeit, selbst ein Angebot zu erstellen, sie werden so tatsächlich vom Nutzer zum Anbieter – und das wird immer entscheidender im Web 2.0. Denken Sie an SchülerVZ! Das dient der Selbstdarstellung, aber auch der Pflege von Kontakten, der Kommunikation und Freundschaft. Es ist etwas anderes, wenn ich einen Blog zu einem inhaltlichen Thema bereitstelle. Vielleicht ist es auch ein illusorisches Ideal – man denke an Dieter Baacke –, dass Medienpädagogik auch die Dimension der aktiven Mediennutzung und -gestaltung beinhaltet. Das kann zwar heute im Internet jeder einfacher umsetzen als jemals zuvor, aber es bleibt doch immer das Problem, dass die Jugendlichen entscheiden müssen, mit

welchen Inhalten sie das machen wollen. Dient das Internet nur noch der Darstellung von Privatsphäre, mit allen Risiken, die für Kinder und Jugendliche damit verbunden sind? Manchmal gehen sie diese Risiken auch bewusst ein. Denn wenn man sich selbst darstellen will, hat man wenig davon, das anonym zu tun. Es ist unklar, ob Jugendliche tatsächlich damit ihre Interessen in die Öffentlichkeit bringen und sich ausprobieren, wie sich das die Medienpädagogen ursprünglich einmal gedacht haben mögen.

Dennoch ist das Web 2.0 doch ein immenser Fortschritt, gerade für sozial benachteiligte Jugendliche. Denn wenn man den Zugang hat, kommt man ohne große Kosten und ohne großen Aufwand an viele Informationen, für die man früher sehr viel Geld und Mühen hätte aufbringen müssen.

Das ist alles richtig. Ich würde das gar nicht kritisieren. Natürlich lässt sich das Web 2.0 positiv nutzen. Allerdings muss man die Menschen dazu bringen, dass sie die Möglichkeiten auch nutzen können. Wer heute Informationen zu bestimmten Themen sucht, bekommt unendlich viele pdf-Dateien, die er lesen können muss. Man erhält dazu eben nicht die poppig aufgemachte Webseite, sondern einen Aufsatz nach dem anderen. Mit dem Text muss man sich auseinandersetzen können, man muss lernen, wie man was sucht und was sich schon aus der Kurzbeschreibung erschließen lässt. Es muss bereits selektiert werden, bevor man sich entscheidet, welchen Text man herunterlädt. Man muss lernen, wie man sich im Netz orientiert, wie man Inhalte beurteilt, ob in dem Dokument das steckt, wonach man gesucht hat. Sonst ist man gleich mit dem Problem der Informationsflut konfrontiert. Das ist für Bildungsbenachteiligte nicht leicht. Mit welchen Wörtern sucht man? Da sind wir bei dem Problem der Wissenskluft: Menschen, die über einen entsprechenden Sprachschatz verfügen, können natürlich auch mit unterschiedlichen sprachlichen Varianten suchen und sind in der Regel schneller erfolgreich! An welchem Punkt muss man also ansetzen, wenn man Bildungsbenachteiligung vermeiden will?

Was kann getan werden?

Da gibt es zwei Varianten: Erstens muss man den Kindern ordentlich Lesen und Schreiben beibringen. Zweitens ist es wichtig, die Jugendlichen da abzuholen, wo sie sich befinden. Man muss also das Niveau herunterschrauben und dann entsprechend Angebote im Internet von niedrigerer Qualität akzeptieren. Es ist natürlich zu fragen, ob man das will. Wir reden jetzt nicht von Erwachsenen, sondern von Kindern und Jugendlichen. Wir dürfen uns nicht nur am bildungsbürgerlichen Niveau ausrichten, weil dann viele Kinder daran scheitern. Doch die kompensatorischen Maßnahmen sollten darüber nicht in Vergessenheit geraten.

Wir haben schon darüber gesprochen, dass das Netz auch die Möglichkeit bietet, sich mit eigenen Inhalten zu präsentieren. Gibt es dazu Daten, aus welchen man ablesen kann, welche Milieus zu welchem Handeln tendieren?

Das ist erst einmal eine Altersfrage. Die Jüngeren machen das nicht, selbst unter den 13- und 14-Jährigen kommt das noch relativ selten vor. Es ist auch festzustellen, dass es Unterschiede nach dem Geschlecht gibt. Jungen laden vermehrt Videos hoch, während sich Mädchen eher im Homepage-Bereich aufhalten. Im Grunde genommen haben wir es hier mit einem Jugendphänomen zu tun, bei Kindern ist das eher selten. Aber der Hauptschüler ist heute genauso in SchülerVZ wie der Gymnasiast. Es ist ein Phänomen, bei dem jeder einfach dabei sein muss. In den Hauptschulen werden Computer und Internet noch mehr eingebunden als an den Gymnasien, schon im Zuge der Berufsfindung. Deshalb ist das Medium den Hauptschülern nichts Fremdes. Ab einem bestimmten Alter geht das wieder zurück, weil der Hauptschüler mit 15 Jahren die Schule verlässt. Dann wird der Anteil an Gymnasiasten automatisch höher, weil die dann mehr Zeit haben und der Hauptschüler eben einfach auch kein Schüler mehr ist.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.